

Hate Speech als literarische Rhetorik, oder: Wie man mit Judith Butler sarkastische Texte lesen kann

Burkhard Meyer-Sickendiek

Über verletzende Worte, verbale Gewalt, Hassrede und sprachliche Diskriminierung ist seit den 1990er Jahren vieles gesagt: Wir wissen um die Genese dieser Diskussion in den USA, und wir wissen um die Voraussetzungen dieser Diskussion. Die Debatte um hate speech entstand eben deshalb in den USA, weil der amerikanische „erste Verfassungszusatz“ das Recht der Redefreiheit so grundlegend auffasst, dass rassistische und pornographische Äußerungen teilweise als freie, das heißt nicht zensierbare Rede gelten können. Dieser erste Verfassungszusatz der *Bill of Rights*, der die Rede- und Pressefreiheit gegen Einschränkungen durch Bundesgesetze garantiert, lässt die Frage offen, wie diskriminierende Äußerungen juristisch verfolgt werden können. Die Antwort auf diese Frage aus juristischer Sicht ist: Nur wenn verbale Ausdrucksformen des Hasses zu unmittelbar physischer Gewalt beitragen, sind sie nicht mehr durch *Amendment I* geschützt. Wie jedoch sind vor diesem Hintergrund Formen verletzender bzw. diskriminierender Rede zu beurteilen, die nicht zu unmittelbar physischer Gewalt beitragen? Dies bleibt eine offene Frage, welche Gegnerinnen von Pornographie und Rassismus wie Patricia Williams, Katherine MacKinnon oder Mari Matsuda dazu veranlasste, Sprache als Handlung und Beleidigung als körperliche Verletzung zu verstehen, um somit die Möglichkeiten einzufordern, gegebenenfalls mit rechtlichen Mitteln auch diese Formen der hate speech zu untersagen. Dabei entstand diese Diskussion im Kontext der Critical Legal Studies: In Mari Matsudas *Words that Wound* von 1993 wurde noch der Begriff der *assaultive speech* verwendet, ein Jahr später prägte dann Henry Louis Gates Jr. in dem Sammelband *Speaking of Race, Speaking of Sex* die Kategorie der *hate speech* (vgl. Matsuda et al. 1993, Gates 1994). Diese ist bezogen auf die Frage, inwiefern man etwa gegen Nazi-Propaganda oder Pornographie rechtlich vorgehen kann, wenn deren Nutzung der Redefreiheit die Persönlichkeitsrechte anderer verletzen kann. Macht es noch Sinn, das Recht auf freie Rede auch dann zu schützen, wenn dritte Personen durch diese freie Rede zu Schaden kommen? Beinhaltet das Recht auf die Redefreiheit auch die Freiheit zur Beschimpfung, zur verbalen Diskriminierung? Eine Fragestellung, die vor allem Bezug nimmt auf das Problem der Diskriminierung von Minderheiten, entsprechend ist die Frage nach der Gerichtsbarkeit der *hate speech* letztlich im Spannungsfeld von Zensur und Minderheitenschutz angesiedelt (Hoffmann 1996). Eben deshalb ist *hate speech* auch eine Frage im

Kontext der political correctness, auf dem Campus anstanden (Russell 1996), und von dort aus in das weitere Feld der Zensurpraktik eingegangen.

Das Beispiel, welches Richard Delgado diesbezüglich wählte, verdeutlicht die politische Brisanz dieser Diskussion: „Must we defend nazis?“ (Delgado 1997). Bezogen ist diese suggestive Frage zwar auf das generelle Verhältnis der „hate speech codes“ und des „first amendment“ (Crossman 1995), deutlich wird durch diese Frage jedoch auch, dass sich die Diskussion vor dem Hintergrund einer relativ eindeutigen Verteilung von gut und böse entfaltet. Dies erklärt den wichtigen Ansatz, den Judith Butlers Analyse *Excitable Speech. A Politics of the Performative*¹ diesbezüglich eröffnete. Auch Butler greift in diesem wichtigen Werk die US-amerikanische *hate speech*-Debatte auf und reflektierte die Frage, inwieweit sprachliche Diskriminierung juristisch verfolgt werden solle und könne. Butler führte jedoch Fälle zensierter Rede auf, die selbst aus dem Lager der Minderheiten stammten: Ihr Beispiel ist einerseits die verbale Selbstidentifikation Homosexueller, die zu deren Ausschluss aus der amerikanischen Armee führen kann, und andererseits die Verwendung diskriminierender Rassismen in den Texten US-amerikanischer Rap-Musiker wie etwa Ice T: Was heißt es, in diesen Fällen von eben jener verletzenden Rede zu sprechen, welche man in der Diskussion um die *hate speech* im Blick hatte?

Butlers Antwort beinhaltet eine generelle Reflexion der These, Sprache könne verletzen. Die „illokutionäre“ Auffassung hinter dieser These, die einen souveränen Sprecher voraussetzt und dessen sprachlicher Diskriminierung eine unmittelbar verletzende Wirkung zuschreibt, ist Butler zu einfach. Zum einen findet sich eben diese Argumentationslogik im staatlichen bzw. juristischen Vorgehen gegen Minderheiten, wenn eben das US-Militär die Selbstbezeichnung „ich bin Homosexueller“ untersagt, weil die sprachliche Äußerung als direkter Ausdruck eines Begehrens gilt (Butler 1998b). Aus eben diesem Beispiel entwickelt Butler nun allerdings eine sehr weitreichende These: Der Staat – so lautet ihre anhand von Foucaults Machtbegriff entwickelte These – produziert selbst *hate speech*, indem er die sprachliche Äußerung eines einzelnen Subjekts verurteilt und die strukturellen Bedingungen von Diskriminierung nicht thematisiert (Butler 1998a, 27). Jede rassistische Äußerung ist nur eine Wiederholung, das Zitat einer schon gesellschaftlich existierenden Diskriminierung, die jedoch selbst nicht zum Ge-

¹ Die Originalausgabe erschien 1997 unter dem Titel *Excitable Speech. A Politics of the Performative* in New York, zitiert wird im Folgenden aus Judith Butler: *Hass spricht. Zur Politik des Performativen*. Aus dem Englischen von Kathrina Menke und Markus Krist, Berlin 1998.

genstand der Rechtssprechung wird. Der Staat produziert *hate speech*, weil er die diskriminierende Äußerung als solche wiederholen muß und damit das beschwört, was er verbietet. Und er produziert *hate speech*, weil er sich selbst zur Institution der Entscheidung darüber macht, was erlaubte und was verbotene Sprache ist: In jedem Akt der Rechtsprechung liegt eine diskriminierende Gewalt, die der Gewalt der *hate speech* ähnlich ist. Damit ist jedoch auch eine zentrale Prämisse der Critical Legal Studies angezweifelt, denn man würde quasi den Bock zum Gärtner machen, wenn man staatsrechtlich gegen *hate speech* vorgeht.

Butler sucht stattdessen nach einer politisch-theoretischen Alternative, um nicht die legislative Gewalt gegen *hate speech* zu Hilfe zu rufen. Es geht ihr um die in einen sprachtheoretischen Kontext eingebundene Strategie des politischen Widerstands. Dieser Widerstand geht von einer Veränderbarkeit der Sprache und damit der gesellschaftlichen Verhältnisse aus, und er setzt die „Ablösung des Sprachakts vom souveränen Subjekt“ (ebd., 29) voraus. Die Veränderbarkeit der Sprache verdeutlicht jener genannte Alternativbegriff, mit dem Butler den Diskurs über verbale Diskriminierung in ein neues Licht rückt: Sprachen Aktivistinnen wie MacKinnon von einer *hate speech*, so spricht Butler von einer *excitable speech* (ebd.). Sprache ist „excitable“, erregbar, erregt, was wiederum verdeutlicht, „dass das Sprechen sich stets in gewissem Sinne unserer Kontrolle entzieht“ (ebd.). Genau diese Unkontrollierbarkeit der Sprache, ihr rhetorischer „Mehrwert“, ist die Wurzel des politischen Widerstands, auch und gerade gegen die *hate speech*. Und die beiden grundlegenden Prinzipien dieses rhetorischen Widerstandes sind „Wiederholung“ und „Verschiebung“, wie Butler unter Berufung auf Derrida ausführt (ebd., 77, 209-214). Gesellschaftliche Strukturen entstehen, indem Normen permanent zitiert werden; keines der wiederholten Zitate ist jedoch mit dem vorherigen ganz und gar identisch. In dieser Inkongruenz liegt die Möglichkeit einer subversiven Verschiebung von Bedeutung. Einen alten Begriff in neuen Kontexten einzusetzen, heißt ihn verändern, ihn anders besetzen, ihn resignifizieren, wie Butler anhand der subversiven Umdeutung diskriminierender Begriffe erläutert. Ihr Beispiel für ein subversives Zitat ist die Aneignung des amerikanischen Schimpfwortes „queer“ durch die Homosexuellen. Verbale Diskriminierung wird so in ein subversives, auf Irritation setzendes Spiel überführt. Soweit zunächst einmal der grobe Überblick.

1. Hate speech oder excitable speech? Fallbeispiele aus der Literatur

Wenn man sich als Literaturwissenschaftler zum Phänomen der verletzenden Rede äußert, dann liegt dies an der Tatsache, dass dieses Phänomen auch und gerade in literarischen Texten ein zentrales Motiv darstellt (Herrmann et al 2007; Krämer/Koch 2010). Und doch wäre es verfehlt zu behaupten, ein literarischer Text, der von beißender Ironie, verletzendem Spott, personalsatirischer Polemik, ätzender Satire oder gar diskriminierender Rhetorik zeugt, sei ein Produkt der *hate speech*. Dieser Einwand ergibt sich vor dem Hintergrund jener wohl passenderen Kategorie zur Beurteilung verletzender Texte: Der von Judith Butler geprägten Kategorie der *excitable speech*. Warum? Weil man zumindest als Literaturwissenschaftler ein ausgesprochen hohes Bewusstsein vom Zitatcharakter literarischer Texte besitzt: Eben dieser Zitatcharakter ist jedoch nur dem Butlerschen Begriff der *excitable speech*, nicht aber dem von Matsuda, Gates oder Delgado geprägten Begriff der *hate speech* eigen. Des Weiteren ist die politisch korrekte Perspektive, wie sie bei Matsuda, Gates oder Delgado vorliegt, weniger passend zur Beurteilung literarischer Texte denn eben jene, welche Butler prägte. Denn es mag schnell einleuchten, dass eine Zensur rassistischer Gruppierungen oder sexistischer Filmemacher unterstützenswert ist. Aber wie ist dies in jenen Fällen, in denen etwa Farbige selbst sich rassistischer Klischees bedienen – Butlers Beispiel Rap Musik –, oder Homosexuelle selbst jene Schimpfworte verwenden, die nach gängiger Vorstellung politisch unkorrekt sind. Wo hört der Minderheitenschutz auf, wo fängt die Zensur an, und was geschieht, wenn die Minderheit selbst mit jenen Klischees spielt, gegen welche man sie eigentlich schützen sollte? Wofür ich im Folgenden plädieren möchte, das ist eine sehr genaue Unterscheidung zwischen *hate speech* und *excitable speech*, d. h. zwischen der verletzenden Rede als einem Prinzip der Diskriminierung und der verletzenden Rede als einem Prinzip der zitierten, d. h. spielerischen Diskriminierung. Warum dies wichtig ist, mag der folgende Überblick verdeutlichen. Er bezieht sich auf die in Rezensionen, Essays und Literaturgeschichten ausgesprochen häufig zu findenden Gleichsetzung von jüdischer Intelligenz und sarkastischer Ironie: Ein äußerst komplexes Themengebiet, an dem man sich leicht die Finger verbrennt.

Ich zitiere zunächst eine Reihe von Beispielen, um die von mir angedeutete Problematik zu verdeutlichen. In diesen geht es jeweils um eine relativ unreflektierte Identifikation von jüdischer Intelligenz und sarkastischer Ironie: „Unbändig, sarkastisch und provokativ“, so schrieb etwa Frank Hellberg, „attackierte [Walter Mehring] in Berlin das Bürgertum mit seinen Werten und Idealen; die Verhöhnung traf direkt und abrupt – geschossartig.“ (Hell-

berg 1983, 3) Auch Joseph Roths *Berliner Saisonbericht* zeigt nach Einschätzung Klaus Westermanns „mit bitterer Ironie oder tiefem Sarkasmus Zeichen der Zeit auf“ (Westermann 1984, 15), ähnlich lobte Wolfgang Haug die „witzig-sarkastischen Kriminalsonette“ (Haug 1988, 12) Ludwig Rubiners. „Sarkastisch-provozierend richtete sich Einstein gegen die Bedingungen der neuen Demokratie“ (Bergius 1989, 217), so schrieb Hanne Bergius mit Blick auf Carl Einsteins satirische Wochenschrift *Der blutige Ernst vom Frühjahr 1919*; Ingrid Heinrich-Jost sprach von den „mit sezierendem Sarkasmus vorgetragenen Impressionen“ (Heinrich-Jost 1998, 89) Alfred Döblins, die dieser unter dem Pseudonym „Linke Poot“ bis 1922 in der Neuen Rundschau unter dem Titel *Der deutsche Maskenball* veröffentlichte, und Walter Muschg umschrieb Döblins expressionistische Kurzprosa der 1910er Jahre als „Verbindung hellstichtiger Verzücktheit mit naturalistischem Sarkasmus.“ (Muschg 1962, 421). Walter Mehring, Joseph Roth, Ludwig Rubiner und Alfred Döblin sind bekanntermaßen deutsch-jüdische Autoren, wie ein Blick etwa in Andreas Kilchers *Lexikon der deutsch-jüdischen Literatur* zeigt. Es sind jedoch nicht die einzigen zu nennenden Beispiele: Walter Grab etwa betonte den „unbarmherzigen Sarkasmus“, mit dem Karl Kraus „in seinem Drama *Die letzten Tage der Menschheit* [...] jüdische Literaten, Schieber und Spekulanten“ (Grab 1989, 314) verspottete, Steven M. Lowenstein sprach von Maximilian Hardens „sarkastischen Spitzen gegen die Persönlichkeit Wilhelms II.“,² und über die Theaterkritiken Alfred Kerrs schrieb Hugo Fetting:

Sie waren nie trocken und matt, lehrhaft oder verstandesdürr, sondern eigenwillig und geistreich, emotionsgeladen und emphatisch, voll von beißender Ironie und schneidendem Spott, nicht selten eben auch gepfeffert mit kaltem Zynismus und verletzender Bosheit. (Fetting, 1982, 624).

Auch bei jenen wenigen deutsch-jüdischen bzw. österreichisch-jüdischen Autoren, die den Holocaust überlebten bzw. nach 1945 geboren wurden, hat sich der Sarkasmus zu einem Identitätsmerkmal entwickelt. Dies zeigt ein Blick auf Rezensionen und Lexikon- oder Klappentexte: So gilt Robert Schindels Romandebüt *Gebürtig* als ein Text, „dem Melancholie, sarkastischer Schmähs und Gedankenschärfe einen unverkennbaren Sprachstil verlieh“, und auch Ruth Klügers *weiter leben* ist laut *Kindlers Literatur Lexikon* im „teils salopp-sarkastischen Wienerisch“ verfaßt. „Das Unerträgliches hat

² „Harden begann als Anhänger Bismarcks und war, trotz seiner sarkastischen Spitzen gegen die Persönlichkeit Wilhelms II., lange Zeit ein Verteidiger der Monarchie und Fürsprecher eines starken und aggressiven Deutschland.“ (vgl. Lowenstein 1997, 318)

Jakov Lind stets mit den Mitteln der Groteske und des Sarkasmus, mit einer Aufrichtigkeit an der Grenze zum Zynismus zu bewältigen versucht“³, so schrieb Ulrich Weinzierl im Februar 1997 in der FAZ, und „viel Sarkasmus, Wortwitz und Sinn für Groteskes“ entdeckte im August 2001 das „literarische Quartett“ um Marcel Reich-Ranicki, Iris Radisch und Hellmut Karasek in dem Roman *Die Vertreibung aus der Hölle* von Robert Menasse. Diese Ansichten des Feuilletons finden sich längst auch in wissenschaftlichen Nachschlagewerken: „Der Beschreibung der Vergangenheit, der Wahrnehmung seiner Umwelt und der Einschätzung seiner Gegenwart“, so heißt es in Kilchers *Metzler Lexikon der deutsch-jüdischen Literatur*, „widmete sich (Jakob Lind) stets mit ‚gebotenem Sarkasmus‘“ (Kilcher 2000, 389), Robert Neumann verstand es gemäß der gleichen Quelle, sein Schicksal als dasjenige eines um die Jahrhundertwende in Wien geborenen Juden „mit einer gehörigen Prise Ironie und Sarkasmus als lebenspralle Welt voller Leiderfahrungen und Glücksmomente zu beschreiben“ (ebd., 450), und auch Texte Friedrich Torbergs oder Paul Celans lyrisches Spätwerk sind laut *Kindlers Literatur Lexikon* von „zunehmenden Sarkasmus“ geprägt. Ähnlich heißt es in einem dem Werk Albert Drachs gewidmeten Rückblick des *Spiegel*:

Er war der Grossmeister jenes systematischen Sarkasmus, der deutschen Zungen gar nicht liegt und aus scharfer Lebenserfahrung kommt: Drach, österreichischer Anwalt und Jude, zog für ein halbes Dutzend Romane die Robe des Anklägers an und plädierte in der grotesk überzogenen, mithin entsetzlich komischen Sprache seiner Profession.⁴

Daß der „zynische Humor“ des österreichisch-jüdischen Autors Albert Drach dessen Sprachstil „so unverwechselbar“ mache, wie dies im Klappentext zu „Z.Z.“ *das ist die Zwischenzeit* betont wird, verwundert gerade dann, wenn man sich die fast stereotype Identifikation dieses Humors vergegenwärtigt. Ähnliche, wenngleich spärliche Attributionen lassen sich auch bei den wenigen deutsch-jüdischen Autoren der Bundesrepublik finden: „Mit Sarkasmus und geschliffenen Pointen zeichnet Broder das ernüchternde Bild eines Deutschland, das nach der Wiedervereinigung Augenmaß und Verstand verloren hat“, so betont Fritz J. Raddatz in seiner Rezension von Henryk M. Broders *Volk und Wahn* (2000). Und eine „längere literarische Tradition der provokativen Ironie“ (Lauer 1992, 241) sah auch Gerhard Lauer in Texten Edgar Hilsenraths, Ruth Klügers, Imre Kertész' und George Taboris wiederkehren. Zweifellos sind diese Beobachtungen im Einzelnen gerechtfertigt und angemessen. Ungeachtet dessen muss man jedoch auch betonen, dass in

³ FAZ, 10.02.1997.

⁴ Der Spiegel. Nr. 13, März 1995, S. 273.

den zitierten Beurteilungen ein Stereotyp des neunzehnten Jahrhunderts wiederkehrt: Der Begriff „Judenwitz“ nämlich, welcher schon 1877 im *Deutschen Wörterbuch* der Brüder Grimm als „stachlichter, bissiger witz, wie er vorzüglich den juden eigen“ (Grimm/Grimm 1877, Sp. 2358) sei, definiert wird. „Während die Aristokratie in die Litteratur die gefälligen Formen des Salons übertrug, brachte das Judentum in dieselbe seinen zersetzenden Witz und Scharfsinn und seinen heißblütigen Emanzipationsdrang“, so heißt es etwa in einer Literaturgeschichte Rudolf Gottschalls (vgl. Gottschall 1891, 392). Der sarkastische Witz ist seit Heinrich Heine und Ludwig Börne ein kontinuierlich behauptetes Stilprinzip deutsch-jüdischer Autoren (vgl. Och 1998), eine Gleichsetzung, die ihren Höhepunkt in der Wiener und vor allem Berliner Moderne erreicht. Zudem dürfte unmittelbar einleuchten, dass der Sarkasmus als „beißender Spott“ auch ein Beispiel der verletzenden Rede ist. Aber was heißt das mit Blick auf die zuvor skizzierte Differenz: Ist er ein Beispiel der hate speech? Oder ist er ein Beispiel der excitable speech? Was heißt es, mittels der genannten Kategorien diese zitierten Beispiele zu diskutieren?

2. Sarkasmus als verletzende Rhetorik:

Bevor wir der Frage nachgehen, welche der eingangs skizzierten zwei Kategorien – hate speech oder excitable speech – sich zur Analyse des skizzierten Diskurses eignen, ist freilich zu fragen, inwiefern die zitierten Gleichsetzungen von jüdischer Intelligenz und sarkastischer Ironie überhaupt zutreffen. Ich ziehe zur Beantwortung dieser äußerst schwierigen Frage als erstes Beispiel Heinrich Heine heran, der in der Tat als erstes und prominentestes Beispiel dieses Stereotyps gelten kann. Mit der kritischen Reaktion der preußischen wie bayerischen Publizistik auf den dritten Teil von Heinrich Heines Reisebildern mit dem Titel *Die Bäder von Lucca* manifestiert sich nämlich, wie Gunnar Och zeigen konnte, die Kategorie des „Judenwitzes“ (ebd.). Am Anfang steht der Skandal, den Heines Prosatext *Die Bäder von Lucca* aufgrund der böartigen Anspielungen auf die Homosexualität August Graf Platens von Hallermünde auslöste. Aus dieser Kritik entwickelte sich das Bild vom beißenden „Judenwitz“, und schon in den 1830er Jahren gelten Heinrich Heine, Ludwig Börne und der Berliner bzw. Wiener Journalist Moritz Gottlieb Saphir, also drei durchaus unterschiedliche Autoren, als Vertreter dieses aggressiven Witzes. Und aufgrund der Angriffe Heines gegen Platen gelten frecher Sarkasmus, verletzende Polemik und Frivolität als seine wichtigsten Kennzeichen. Nun ist dem Heineschen Verständnis von Komik,

Humor und Satire jedoch in der Tat ein Moment der Gewaltsamkeit anzumerken: Wenn Heine in *Die romantische Schule* im Geiste der „in den Wäldern“ hausenden „nord-amerikanischen Wilden“ seine geistigen „Väter“, insbesondere die Gebrüder Schlegel, „totgeschlagen“ hatte, weil „sie alt und schwach geworden“ sind⁵, dann wird eine Phantasie der Aggression erkennbar, die viel mit dem Prinzip der *hate speech* zu tun hat. Auch Heinrich Heines teils höhnischen Angriffe aus der Denkschrift über Ludwig Börne wären zu nennen: Denken wir etwa die bössartigen Vergleiche von Jeanette Wohls pockennarbigem Gesicht mit einem „alten Matzekuchen“ (DHA Jahr, XI, 19), oder der Spott auf Wohls Ehemann Salomon Strauß, dem Heine Impotenz aufgrund der Tatsache unterstellt, dass die beiden Eheleute Wohl und Strauß gemeinsam mit Börne unter einem Dach lebten.⁶ Entsprechend martialisch fiel Heines Definition des Witzes aus, welche am Witz die schneidende Metaphorik und das Prinzip der Aggression betonte:

Seitdem es nicht mehr Sitte ist, einen Degen an der Seite zu tragen, ist es durchaus nöthig, dass man Witz im Kopfe habe. Und sollte man auch so übellaunig seyn, den Witz nicht bloß als nothwendige Wehr, sondern sogar als Angriffswaffe zu gebrauchen, so werdet darüber nicht allzu aufgebracht, ihr edlen Pantalone des deutschen Vaterlandes. (vgl.: DHA, Jahr, X, 241)

Heine, dies gebe ich außerdem zu bedenken, ist als deutsch-jüdischer Polemiker kein Einzelfall. Ludwig Börnes Attacke gegen Willibald Alexis im 74. seiner Briefe aus Paris, seine Polemik gegen den Stuttgarter Literaturkritiker Wolfgang Menzel mit dem Titel *Menzel der Franzosenfresser* (Hermand 1996), die Karl Krausschen Attacken auf Bekessy, Bahr, Harden, Heine oder Kerr, die Angriffe Tucholskys auf Reichspräsident Friedrich Ebert und Reichswehrminister Gustav Noske, die bissigen Essays und satirischen Dialoge Maximilian Hardens zu Kaiser Wilhelm II. und das Hohenzollernregime, Daniel Spitzers süffisanter Spott auf Richard Wagner – „Weh, wie wenig Wonne ward mir wanderndem Wiener Spazierwalt durch Wagners Walküre.“ (Kalbeck/Deutsch 1914, 147ff.) –, Oscar Blumenthals spottenden Verse auf Adolf Bartels mit ihrem stetig sich wiederholenden „Indem er, nachdem

⁵ „Da ich einst zu den akademischen Schülern des ältern Schlegel gehört habe, so dürfte man mich vielleicht in betreff desselben zu einiger Schonung verpflichtet glauben. Aber hat Herr A. W. Schlegel den alten Bürger geschont, seinen literarischen Vater? Nein, und er handelte nach Brauch und Herkommen. Denn in der Literatur wie in den Wäldern der nordamerikanischen Wilden werden die Väter von den Söhnen totgeschlagen, sobald sie alt und schwach geworden.“, (vgl.: DHA 1986, VIII, 165).

⁶ Diesem Vorwurf der „Hahnererei“ entgegnete Strauß mit einer Ohrfeige auf offener Straße, woraufhin es zum Pistolenduell kam, bei dem Heine unterlag.

er“,⁷ die Fehden Alfred Kerrs mit Herbert Ihering, Maximilian Harden, Bertolt Brecht und Karl Kraus oder sein Spott auf Hermann Sudermann, den „D...Di...Dichter“ (Kerr 1903): Sie sind allesamt Ausdruck einer Art *hate speech*, wenn man diesen Begriff undifferenziert verwendet. Dass diese undifferenzierte Identifikation gerade in Deutschland ein lange Tradition besitzt, konnte neben Gunnar Och auch Jefferson Chases Studie zum „Judenwitz“ (Chase 2000) zeigen. Nicht unwichtig ist jedoch die Tatsache, dass August Graf Platens judeophobe Denunziation Heines im Lustspiel *Der romantische Oedipus* von 1829 den Auslöser dafür gegeben hatte, „Heine’s neue literarische Judenschule und ihre freche Unsittlichkeit schonungslos zu verdammen“. (Galley/Estermann 1989, 140) Denn von ähnlich judeophoben bzw. gar antisemitischen Impulsen sind nicht nur der unermüdliche Heine-Kritiker Wolfgang Menzel, sondern auch die Hegelianer der *Hallischen Jahrbücher* um den „grimmen“ Arnold Ruge geprägt. Sind es also in den 1820er Jahren eher vereinzelte publizistische Empörungen über Heines „schneidende Satire“⁸ bzw. seinen „epigrammatischen Sarkasmus“⁹, so hat sich seit den 1830er Jahren diese Semantik des Sarkasmus in der Kritik zur Markierung jüdischer Publizisten wie Börne, Heine oder Saphir etabliert, wie dies Wolfgang Menzels 1836 erschienene Abhandlung *Die deutsche Literatur* bemerkt:

Heine wird fast immer mit Börne zusammen genannt, weil auch er ein Jude ist oder war, weil auch er in Paris in freiwilliger Verbannung lebt, weil auch er Sarkasmen gegen Deutschland sprüht, weil auch er eine äußerst witzige Prosa schreibt. (Menzel 1836, 334)

Auf diesen Kritiken basiert die bekannte Stigmatisierung jüdischer „Revol-verjournalistik“, wie sie seit Mitte des neunzehnten Jahrhunderts in der baye-rischen und preußischen Publizistik zu beobachten ist. Schon Treitschke sprach mit Blick auf Heine und Börne von jener „radikalen Feuilleton-Poesie der dreißiger Jahre“ (Treitschke in Hädecke 1985, 536), welche eine „lange

⁷ Blumenthal zitierte damit einen sprachlichen Missgriff Bartels, den sich dieser in seinem Angriff auf das geplante Heine-Denkmal leistete. Das Ergebnis liefert das fünfstrophige Gedicht „Indem er, nachdem er“, von dem eine Kostprobe folgendermaßen klingt: „Herr Adolf Bartels in Weimar ist/ Ein Arier von waschechter Reinheit./ Herr Adolf Bartels ist auch Stilist/ Von unvergleichlicher Feinheit,/ Indem er, nachdem er das Heine-Buch schuf./ Verdunkelt selbst Karlchen Mieß-nicks Ruf.“ (Bartels 1907, 20).

⁸ Blätter für literarische Unterhaltung, Jahrgang 1827, Nr. 10, S. 39 (zitiert nach Tischler 1973, 102).

⁹ Literarisches Conversationsblatt, Nr. 280 vom 6. Dezember 1824 (zitiert nach Tischler 1973, 102).

Reihe poetische(r) Kritiker“ zu einem Stil „journalistische(r) Frechheit“ (Treitschke 1927, 164f.) angeregt habe, gleiche Töne finden sich bei Adolf Stoecker, Wilhelm Marr, Theodor Fritsch und Adolf Bartels (vgl. Bartels 1908, Fritsch 1912, 1922, Meister 1930, Malbeck 1935). Joseph Eberles Studie über die „Großmacht Presse“ von 1922 ist eine antisemitische Attacke gegen jüdischen Journalismus (Eberle 1920), Chamberlain spricht drei Jahre später als einflußreichster Vordenker der Rassenideologie vom „Revolverjournalist, Pornograph und Witzbold Heine“ (Chamberlain 1925, 89), und auch Wilmont Haackes sah das „jüdische Feuilleton“ als Produkt des „Zivilisations-Fanatismus“ (Haacke 1942, Sp. 2069f.) durch einen „gewiß brillanten Wortwitz“ geprägt, der „Güte, Wohlwollen und Herz“ vermissen lasse, da er den Gegenstand seiner Aufmerksamkeit in den Schmutz ziehe (ebd.). Heine sei dabei der „Prototyp jüdischer Journalistik“, und bei diesem Typus mischten sich „die zuweilen mit lyrischen Mitteln bestechende Wortkunst und die Vorliebe für rücksichtslos ätzenden Spott.“ (ebd., Sp. 2019) Noch Hermann Hesse meinte 1943 in seiner Polemik gegen das „feuilletonistische Zeitalter“ in *Das Glasperlenspiel*, die literarische Grundhaltung dieses Zeitalters sei „eine dämonische, eine verzweifelte Ironie“ und Zeichen der Hilflosigkeit angesichts der Leere und Sinnlosigkeit der modernen, entfremdeten Existenz. (vgl. Hesse 1943, 87ff.).

Wir haben es hier offenkundig mit einer äußerst schwer zu beurteilenden Konstellation zu tun. Denn sobald man die hier zur Disposition stehende Frage nach dem Sarkasmus der genannten Autoren mittels der Kategorie der *hate speech* identifiziert, suggeriert man ein klar trennbares Ursache-Wirkung-Verhältnis. Doch was war nun letztlich zuerst: Heines Sarkasmus gegen Platen oder die mit antisemitischen Obertönen argumentierende Empörung Platens über eben diesen Sarkasmus? Selbst wenn man die Urszene dieser Problematik – die Platen-Kontroverse – in ihrer genauen Abfolge rekonstruiert, würde man dem Problem nicht gerecht werden, solange man in den Kategorien von Ursache und Wirkung denkt. Und eben deshalb muss man zur Beurteilung dieses schwierigen Problems des Sarkasmus in der deutsch-jüdischen Moderne den eingangs genannten Begriff der *excitable speech* berücksichtigen. Und das heißt: Die genannten Beispiele sind weniger verletzend denn erregt, d. h. sie gehen wohl in allen Fällen aus einer erlittenen Aggression hervor. Wie hilfreich diese Unterscheidung von *hate speech* und *excitable speech* für das Verständnis von „Judenwitz“ und Sarkasmus ist, zeigt das folgende Zitat von Moritz Gottlieb Saphir, der den Diskurs über den Judenwitz in seinem Essay *Deutsche humoristische Literatur* folgendermaßen kommentiert:

Der Donner, den die Berliner Kritik auf die Häupter Börne's und Heine's schleuderten, hieß immer „Juden-Witz“, und dieser Donner rollte durch die

nordischen Blätter durch. Es ist wahr und bleibt auffallend, dass die Juden, den Witz fast ausschließlich (=ausschließlich, BMS), wie den Handel an sich gebracht haben. Das „Warum?“ und „Wieso?“ liegt vielleicht nicht so fern als man glaubt. Schon darin erstens, weil man durch die Censur den Witz fast überall beschneiden lässt, hält er sich selbst für einen Juden, und hält sich zu seinen Glaubensgenossen. Aber auch in dem hochtragischen Schicksal dieser Nation liegt die Essigmutter ihres Witzes. Das Alter ihres Schmerzes hat das sarkastische Weinsteinlager an ihre Gehirnrände angesetzt.

Die Shakespear'schen tragischen Gestalten sind voll Ironie, die Wahnsinns- spitze des Schmerzes wird lustig-witzig und hohnlachend. Der Wellenschlag des Druckes, welcher an die Brust dieses Juden-Volkes aus dem offenen Meer der Zeit heranschlägt, hat seine Nerven zu einer geistigen Reaktion aufgeschwemmt. Das Christentum hat seinen greisen alten Vater: das Judentum, mehr als todgeschlagen, es hat ihn in ein finsternes Loch gesperrt, Luft und Licht geraubt, und reicht ihm elende Kost. Es bleibt diesem alten gemißhandelten Vater nichts übrig, als in herzzerreißender Resignation, in der tollen Lustigkeit der Ohnmacht aus einem Kerker herauszulachen. Klagen und Worte kann man ersticken, aber lachen, fürchterlich lachen, gräßlich lachen kann auch der Geknebelte. (Saphir in Galley/Estermann 1985, 569)

Diese „tolle Lustigkeit der Ohnmacht“, dieses grässliche Hohnlachen, wie Saphir es schildert, ist offenkundig an den Begriff gebunden, wie ihn die „Berliner Kritik“ prägte: Den „Judenwitz“. Man kann aber unschwer erkennen, dass Saphir selbst wiederum ironisch über dieses Bild vom Judenwitz spricht, indem er sich einer Strategie der Übertreibung bedient. Zudem ist die Herleitung des Judenwitzes aus der dem Juden wie dem Witz gemeinsamen Beschneidung sicherlich selbst wiederum als Witz gemeint. Wenn man diesen zwischen ernstem Pathos und ironisierender Übertreibung changierenden Umgang mit dem Stereotyp verstehen will, dann hilft eben jene These subversiver Zitation, wie sie Butler entwickelte. Daß die *Hate speech* als Zitat verbaler Diskriminierung auch die Möglichkeiten einer subversiven *Excitable speech* beinhaltet, ist eben jene wichtige Nuance, die es zu bedenken gilt. Wir werden diesen Gedanken später noch einmal aufgreifen.

3. Provokation oder Agitation? Zu einer wichtigen Differenz in der Beurteilung von hate speech

Kehren wir zunächst nochmal an den Anfang der *hate speech*-Debatte zurück. Der 1. Verfassungszusatz der Bill of Rights, der die Rede- und Pressefreiheit gegen Einschränkungen durch Bundesgesetze garantiert, lässt die Frage offen, wie diskriminierende Äußerungen juristisch verfolgt werden können. Aus juristischer Sicht ließ sich sagen: Nur wenn verbale Ausdrucks-

formen des Hasses zu unmittelbar physischer Gewalt beitragen, sind sie nicht mehr durch *Amendment I* geschützt. Man könnte diesen Fall mit dem Begriff der Agitation fassen und somit verdeutlichen, wo die Differenz zu einer nicht in unmittelbar physische Gewalt umschlagenden verbalen Aggression besteht: Diese wäre nämlich „nur“ ein Zeichen der Provokation. Die Provokation meint im Sinne des lateinischen Wortes „provocare“ ein bewußtes Reizen des Hörers oder Lesers mit dem Ziel, diesen zu verletzen und so extreme Reaktionen wie Empörung und Entrüstung hervorzurufen. Die Provokation ist die unmittelbarste Form der verletzenden Rede, sie bleibt jedoch ein rein verbales Phänomen. Die verbale Agitation dagegen bezeichnet im Sinne des lateinischen „agitare“ eine Form des Aufwiegelns, des Anstiftens, kann also in Aktivismus und unmittelbar physische Gewalt umschlagen. Dies wäre etwa im Falle der Volksverhetzung so, ein Tatbestand, der im deutschen Strafgesetzbuch eindeutig zu ahnden ist. Der § 130 Absatz 1 des deutschen Strafgesetzbuches definiert dies folgendermaßen:

- Wer in einer Weise, die geeignet ist, den öffentlichen Frieden zu stören,
1. zum Hass gegen Teile der Bevölkerung aufstachelt oder zu Gewalt- oder Willkürmaßnahmen gegen sie auffordert oder
 2. die Menschenwürde anderer dadurch angreift, dass er Teile der Bevölkerung beschimpft, böswillig verächtlich macht oder verleumdet,
- wird mit Freiheitsstrafe von drei Monaten bis zu fünf Jahren bestraft.
(StGb in Gennen u. a. 2009, 439).

Wann jedoch liegt eben dies vor, wann haben wir es also schon mit Agitation, wann noch mit bloßer Provokation zu tun? Wie schwierig die angemessene Beurteilung dieser Differenz mit Blick auf unsere Thematik ist, verdeutlicht eine Diskussion, die sich in Deutschland erstmals in den 1960er Jahren entwickelte. Im Mittelpunkt stand die These, dass die Weimarer Republik nicht allein an mangelnder republikanischer Gesinnung und Überzeugung der deutschen Bevölkerung, an halbherzigem Demokratieverständnis und politischer Unterschätzung der nationalsozialistischen Bedrohung scheiterte, sondern auch am polemischen Gestus deutsch-jüdischer Intellektueller. Die Verschärfung des politischen Tons gegenüber der gemäßigten Realpolitik der Sozialdemokratie unter Friedrich Ebert, die vor allem von den USPD-nahen Autoren der *Weltbühne* um Jacobsohn und Tucholsky ausging, sei demnach ein nicht zu unterschätzender Faktor hinsichtlich der Stärkung der politischen Ränder und habe schließlich zur Eskalation des gründerzeitlichen Antisemitismus, zur nationalsozialistischen Machtergreifung und zum Einsturz der jungen Republik geführt. Der prominenteste Vertreter dieser These war Golo Mann, der 1961 in seiner Essaysammlung *Geschichte und Geschichten* schrieb:

Ja, es gab jüdische Literaten, die ihren alten Glauben längst verloren hatten, die den christlichen nicht im Ernst bekannten, die wohl auch zu intelligent waren, um die marxistische Pseudo-Religion auf die Dauer bekennen zu können, kurzum, die eigentlich im positiven Sinne des Wortes an gar nichts glaubten und die nichts anderes bieten konnten, als Kritik, als Witz, als Hohn. Auch unter ihnen gab es Männer von hoher Begabung, denken wir etwa an Kurt Tucholsky. Gestehen wir aber ein, dass es ihnen an Takt, an Bescheidenheit, an dem Rückhalt einer festen bejahenden Tradition, wohl auch an Schöpferkraft fehlte, gestehen wir ein, dass im Seelenhaushalt einer Nation es wohl einige solcher Kritiker, einige solcher Versemacher, einige solcher Soziologen geben darf, aber nicht zu viele von ihnen und dass es in den zwanziger Jahren eher zu viele als zu wenige von ihnen gab. (Mann 1962, 191f.)

Was Golo Mann hier suggeriert, wird dann weit expliziter vom Mitbegründer der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung*, Paul Sethe, drei Jahre später in der Zeit ausgesprochen. Sethe bezieht sich dabei wie auch Golo Mann auf Tucholsky und dessen Bildband *Deutschland Deutschland über alles*. Der Artikel trägt den Titel *Tucholskys tragische Irrtümer*, er ist in seinem Urteil weit radikaler als Golo Mann: Sethe unterstellt nämlich, dass Tucholskys Spott zum Zusammenbruch der Weimarer Republik beitrug:

Während [des Staates] Führer sich in schwerem Ringen gegen Hugenberg und Hitler verbrauchten, stand Tucholsky dabei und verspottete sie. Sie hätten Hilfe gebraucht. Erhalten haben sie Verachtung und Gelächter.

Gerade deshalb ist die Lektüre dieses Buches so nützlich. Man begreift wieder einmal, warum die Republik [...] gescheitert ist. Ihre Kräfte hätten ausge reicht, sich der Reaktion und dem Nationalsozialismus zu erwehren. Im Zweifrontenkrieg gegen rechts und links ist sie verblutet. (Sethe 1964, 7)

Ähnlich wie Golo Mann und Paul Sethe argumentierte bereits die 1960 an der Universität Freiburg entstandene Habilitationsschrift Kurt Sontheimers über *Antidemokratisches Denken in der Weimarer Republik*. Die Frage, die Sontheimer aufwirft, läßt sich auf ein dem Prinzip der hate speech eng verwandtes Problem fokussieren: die Vulnerabilität politischer Systeme. Durfte man als kritischer Intellektueller der Weimarer Republik von der extremen Ironieform des „inhumanen Sarkasmus“ (Sontheimer 1992, 304) publizistischen Gebrauch machen, wenn deren polarisierende Sprengkraft dem so fragilen Konstrukt der jungen Republik doch mehr schadete als nutzte? Wäre Solidarität mit der sozialdemokratischen Ebert-Regierung nicht weit hilfreicher gewesen? Hatte jene Radikalität im Stile sogenannter ‚Asphaltliteratur‘ nicht die erwartbare Folge, dass „die radikale nichtkommunistische Linksin telligenz“ die Sozialdemokratie nie wirklich zu erreichen vermochte? Im Zentrum der Kritik steht auch bei Sontheimer die verletzende bzw. zerstö rerisch-subversive Wirkung des sarkastischen Kommentars. Sie ist Sonthei mers Anhaltspunkt, um Linksin telluellen wie Tucholsky, Ossietzky oder

Heinrich Mann eine Mitschuld am Zusammenbruch der Weimarer Republik zuzuweisen:

Gehörten die Intellektuellen diesen Schläges nicht auch zu jenen, die durch ihre scharfe Polemik und Satire - sie richtete sich ja keineswegs nur gegen Nationalisten und Faschisten - die Republik unterhöhlt hatten? Schmähten sie nicht unablässig die Parteien, die im Rahmen der republikanischen Ordnung die kapitalistischen Interessen vertraten; gossen sie nicht unaufhörlich die ätzende Säure ihrer Kritik über eine im System gefangene Sozialdemokratie, von der sie behaupteten, dass sie die Seele verloren und nur ihr Körpergewicht bewahrt habe? (ebd.)

Man muss zunächst betonen, dass diese Diskussion erkennbar geprägt ist von der 1959 bei Rowohlt erschienenen Tucholsky-Biographie von Klaus-Peter Schulz, der in ähnlicher Weise behauptete, dass Tucholsky mitschuldig gewesen sei an der Eskalation des antisemitischen Ressentiments in der Weimarer Republik (Schulz 1959). Die Diskussion der 1960er Jahre ist stark auf Tucholsky bezogen, sie kreist um die Frage nach seiner Verantwortung, und sie ist wohl nicht zu trennen von jenem „muffigen“ Klima der frühen BRD, dessen ungebrochen antisemitische Obertöne Gerhard Zwerenz in seiner umfangreichen Tucholsky-Biographie zwar überaus polemisch, aber doch wohl treffend beschrieb (Zwerenz 1979, 233-241). Ich habe sie zitiert, um anhand eines freilich kontrovers zu diskutierenden Beispiels zu verdeutlichen, was es heißt, einer literarischen Provokation die Wirkkraft der politischen Agitation zuzuschreiben. Dies ist kein Argument gegen das Anliegen Delgados oder Matsudas, verbale Diskriminierung rechtlich zu ahnden. Aber es ist ein Versuch, die Grenzen jener These auszuloten, Sprache habe eine Handlungsmacht. Es scheint zumindest fragwürdig, ob man als Satiriker in der Lage ist, mit verbalem Sarkasmus ein politisches System zu unterhöhlen, wie Sontheimer dies Tucholsky unterstellte. Mit der Unterscheidung von Provokation und Agitation soll also zunächst einmal verdeutlicht werden, auf welchen Ebenen der Diskussion man sich befindet, wenn man hate speech als Agitationsform begreift: Dann ist der Rechtsbruch gegeben, wenn verbale Aggression in unmittelbar physische Gewalt ausartet. Davon zu unterscheiden ist jedoch die Deutung von hate speech als Form der Provokation: Hier ist der Rechtsbruch bereits gegeben, wenn man verbal provoziert, also symbolische Verletzungen zufügt. Der § 130 des deutschen Strafgesetzbuches scheint beide Fälle abzudecken: sowohl die „Aufforderung zu Gewalt- oder Willkürmaßnahmen“ wie auch das Beschimpfen, Verächtlichmachen oder Verleumden. Dagegen reagiert die rege Diskussion um die Gerichtsbarkeit der hate speech in den USA auf den Umstand, dass sich Fall b) – hate speech als Provokation – rechtlich nicht ahnden lässt.

In beiden Fällen basiert die Verurteilung der hate speech – sei diese nun sarkastisch, erniedrigend, beleidigend, spottend oder aufhetzend – auf einer bestimmten Form der Vulnerabilität, die sowohl eine Person als auch ein politisches System betreffen kann. Aber kann man dem verletzenden bzw. sarkastischen Sprecher für diese Vulnerabilität die alleinige Verantwortung im politisch-moralischen Sinne zusprechen? Mit Blick auf den diskursiven Ansatz Judith Butlers scheint das schwierig. Zwar soll unsere Orientierung an Butler keineswegs dazu führen, die Verantwortung der durch Sarkasmus verursachten Schäden vom individuellen Sprecher auf einen transindividuellen Diskurs hin zu verlagern, denn das wäre sicher falsch. Aber man muss die diskursive Dynamik des Phänomens in den Blick bekommen. Bezogen auf die zuvor zitierten Beispiele deutsch-jüdischer Autoren: Man muss die Kräftefelder zusammentragen, die dem Sarkasmus in der deutsch-jüdischen Moderne zugrunde lagen, bevor man nach der Verantwortung oder gar der Schuld derjenigen fragt, die an ihm teilhatten. Erst dann rückt jener dritte wichtige Aspekt Judith Butlers in den Blick: hate speech nicht verstanden als Provokation oder Agitation, sondern als Kompensation.

4. Hate speech als Kompensation: Das Beispiel Heinrich Heine

Ich ziehe zur Illustration der Problematik zunächst eine Arbeit Marcel Reich-Ranickis heran, der in einem 1972 entstandenen Essay nach dem Zusammenhang von Heines frechem und vorlautem Witz und seiner gescheiterten Assimilation fragte. Heine sei bis heute eine kontroverse Figur, das heißt: „Eine Provokation und eine Zumutung“, eine Einschätzung, zu der auch Reich-Ranickis 1969 entwickelter Begriff des „Ruhestörers“ passt. Dieser ist möglicherweise unter dem Eindruck der in der FAZ geführten Diskussion um Tucholsky entstanden, zumindest bezog er sich neben Heine und Börne – „beide wirkten sie als Ruhestörer, als Provokateure“ (Reich-Ranicki 1993, 59) – auch auf „Publizisten wie Maximilian Harden, Kritiker wie Alfred Kerr, Satiriker wie Karl Kraus, Feuilletonisten wie Kurt Tucholsky“ (ebd. 57). Dieser Begriff des Ruhestörers, mit dem Reich-Ranicki „Juden in der deutschen Literatur“ charakterisiert, leitet sich aus zweierlei Prämissen ab. Zum einen: „Die Juden wurden verfolgt, weil sie anders waren. Und sie waren anders, weil sie verfolgt wurden.“ (ebd. 44). Zum anderen:

Da die Haltung der Juden innerhalb der nichtjüdischen Umwelt eine Abwehrhaltung einschloss und einschließen musste, war auch die Position der Juden in der deutschen Literatur, will mir scheinen, fast immer und im hohen Maße eine Gegenposition. (ebd. 28)

Eine weitere, ähnlich chiasmatisch formulierte Überlegung schließt sich an: „Mußten sie Ruhestörer werden, weil ihre Liebe nicht erwidert wurde? Oder wurde ihre Liebe nicht erwidert, weil sie Ruhestörer waren? Wahrscheinlich gilt das eine ebenso wie das andere“ (ebd. 57f.). Mit dem Begriff des Ruhestörers entwickelt Reich-Ranicki daher ähnlich wie Paul Sethe ein Argument für die Verantwortung des jüdischen Polemikers Heine:

Ein geborener Provokateur war er und ein ewiger Ruhestörer. Er traf die schmerzhaftesten Wunden seiner Zeitgenossen, ohne die Folgen, die für ihn selber entstehen mußten, zu bedenken. (ebd. 78)

Mit Blick auf den Ruhestörer Heine ist die Metapher der Wunde jedoch bekanntlich nicht nur im Sinne der Vulnerabilität einer vom Satiriker verspotteten Bevölkerung zu verstehen. Zwar traf Heine „die schmerzhaftesten Wunden seiner Zeitgenossen.“ Schon 1986 reformulierte Marcel Reich-Ranicki diese These jedoch unter Bezugnahme auf die Metapher Adornos von der „Wunde Heines“. Ein in der FAZ veröffentlichter Essay trug den Titel *Eine schmerzende Wunde, schief und schön vernarbt* und spielte auf eine Formulierung aus Heiner Müllers Büchnerpreisrede von 1985¹⁰ an. Der Vorwurf Adornos, Heines Sprache sei gebräuchlich und selbstverständlich, wird nun relativiert, da Reich-Ranicki den „Kriker“ und „Artist“ Heine und dessen publizistische Prosa in den Blick nimmt.¹¹ Vor diesem Hintergrund bezeichnet die Metapher der Wunde nicht mehr die Schmach der Lyrik, sondern die Leiden Heines, die von Reich-Ranicki auf die erlittenen Diffamierungen als Jude sowie den Verlust der kulturellen Wurzeln zurückgeführt werden. Schon in seinem Essay *Im magischen Judenkreis* von 1970 spricht er unter Bezugnahme auf Margarete Susmann von der „Wunde des Ausgerissenseins aus der natürlichen Ordnung, die unter allem jüdischen Leben in fremden Völkern und Kulturen unablässig fortblutet und in allen Taten des jüdischen Geistes immer wieder aufbricht.“ (ebd. 50).

Ist dieses tragische und schmerzhaftes Scheitern der Assimilation nun auf Heines Sarkasmus zurückzuführen? Oder wurden diese provokanten und verletzenden Sarkasmen Heines ihrerseits durch die scheiternde Assimilation verursacht? Was war zuerst? Reich-Ranicki hat in einer sehr psychologisierenden Argumentation mit Blick auf Heine und Börne die zweite Möglichkeit betont. Unverkennbar sei „im Werk beider, was sie oft mit Spott und Ironie, mit Zorn oder sogar mit Hochmut kaschieren wollten: die Enttäuschung der Abgewiesenen und der Schmerz der Verstoßenen, die Sehnsucht

¹⁰ „Die Wunde Heine beginnt zu vernarben, schief;“ (vgl. Müller 2005, 282).

¹¹ Der Artikel erschien deshalb 1997 in dem Sammelband „Der Fall Heine“ unter dem Titel „Der Artist als Kritiker“.

der Vertriebenen und die Trauer der Heimatlosen.“ (ebd. 18). In gewisser Hinsicht gab Walter Hinck in seiner 1990 erschienenen Heine-Monographie, deren Titel bewusst gegen Adornos Essay gerichtet ist, eine ähnliche Antwort auf diese Fragen. Hinck sprach nicht von der Wunde Heine, sondern von der *Wunde Deutschland*. Das im „Widerstreit von Nationalidee, Judentum und Antisemitismus“ stehende Deutschland der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts sei „im Leben Heines die nie geschlossene Wunde.“ (Hinck 1990, 9). Wenn man diese im Zuge der Auseinandersetzungen um den „Fall Heine“ entstandenen Varianten der Wunde-Metapher zusammenfasst, dann ergibt sich ein für die skizzierten Fragen überaus aussagekräftiges Geflecht von Begriffen. Es sind zu nennen:

- 1) Die Wunde als peinliches bzw. ärgerliches Mahnmal einer Kunst, die nach Adorno ganz im Zeichen der Überassimilation gestanden hat: Heines Lyrik.
- 2) Die Wunde im Sinne des Trauma-Begriffes, die sowohl bei Adorno als auch bei Reich-Ranicki auf das Scheitern der Assimilationsbemühungen Heines zurückgeführt wird. Wir können davon ausgehen, dass sich diese Erfahrungen Heines auf sämtliche Autoren der deutsch-jüdischen Moderne übertragen lassen.
- 3) Die „Wunde Deutschland“, die bei Walter Hinck auf ein im Deutschlandbild Heines angelegtes Spannungsfeld bezogen ist. Dieses trage zu Heines Zerrissenheit zwischen ersehnter Nationalidee und erlittenem Antisemitismus bei und stelle in eben dieser Ambivalenz eine weiterhin offene Wunde, eine Art fortdauerndes „Ärgernis“ dar.
- 4) Die von Reich-Ranicki erwähnte Vulnerabilität im Sinne jener Schwachstellen der „Zeitgenossen“ Heines; Wunden, die Heine als Ruhestörer, d. h. als Provokateur und Polemiker stets aufs Neue zu treffen wusste. Eine ebensolche Orientierung an der Vulnerabilität eines politischen Systems ist in der Diskussion der frühen 1960er Jahre, wie sie zwischen Sontheimer, Golo Mann und Paul Sethe stattfand, auch in der Frage nach der politischen Verantwortung Kurt Tucholsky angelegt.

Die Metapher der Wunde bezeichnet also die Schmach der Überassimilation, die Schmach eines zunehmend antisemitisch und nationalistisch orientierten Deutschlands, die generelle Wunde der gescheiterten Assimilation sowie die verletzende Provokation des „Ruhestörers“, dessen bissig-sarkastischer Polemik es gelingt, die Verwundbarkeit einer Zeit oder eines politischen Sy-

stems aufzuweisen. Diese mehrfachen Bilder der Wunde können wir mit Judith Butlers Analyse der *Hate speech* ins Verhältnis setzen. Butler beschrieb ein nicht allein kausales Verhältnis zwischen der verletzenden Rede und den erlittenen Erfahrungen einer ursprünglichen Verletzung; darin liegt ihre Stärke. Eine Wunden schlagende verbale Aggression sei „mehr als bloße Kausalfolge oder ein ausgeteilter Schlag.“ Vielmehr wirke diese verbale Aggression „durch ein kodiertes Gedächtnis oder ein Trauma, das in der Sprache weiterlebt und in ihr weitergetragen wird.“ Butler begreift die verletzende Rede also als „Substitution des traumatischen Ereignisses“, und nicht als Ursache oder Wirkung derselben. Genauer heißt es:

Das gesellschaftliche Trauma nimmt nicht die Gestalt einer Struktur an, die sich mechanisch wiederholt, sondern vielmehr die einer fortwährenden Unterwerfung, einer Unterwerfung, die die Verletzung mittels Zeichen, die die Szene gleichzeitig verdecken und reinszenieren, immer wieder durchspielt. Die Frage ist, ob die Wiederholung sowohl ermöglichen kann, das Trauma zu wiederholen, als auch mit der Geschichtlichkeit zu brechen, in deren Bann sie steht. Wie lässt sich die Szene des Traumas in eine umgekehrte Weise des Zitierens einführen? Wie kann hate speech gleichsam gegen sich selbst zitiert werden? (Butler 1998a, 58)

Mit dieser Überlegung rückt Butler einen gänzlich neuen Aspekt ins Blickfeld. Wenn die verletzende Rede das Trauma der Diskriminierung wiederholt, kann es auch ein Versuch sein, die geschlagene Wunde zu schließen, also „mit der Geschichtlichkeit zu brechen, in deren Bann sie steht“. Heines verwundenden Provokationen und Polemiken können so als Strategie verstanden werden, die verletzende Vorgeschichte zu beenden, aus der sie hervorgegangen sind. Gleiches gilt selbstverständlich für die „scharfe Polemik und Satire“, mit der Tucholsky auf die zunehmend antisemitischen Chauvinismen der jungen Weimarer Republik bzw. den Rechtsruck der nach wie vor in der wilhelminischen „Satisfaktionsgesellschaft“ verhafteten Sozialdemokratie reagierte.¹² Legt man die Argumentation Judith Butlers zugrunde, lässt sich der Sarkasmus also nicht nur als Provokation oder als Agitation deuten: Dies war der Horizont der Diskussion im Sinne der hate speech Kategorie. Er lässt sich darüber hinaus auch verstehen als Kompensation, das heißt als Versuch, die Wunde der antisemitischen Diskriminierung zu schlie-

¹² Man muss das Wilhelminische Kaiserreich mit einem von Norbert Elias geprägten Begriff wohl als „Satisfaktionsgesellschaft“ bezeichnen: In der Kaiserzeit habe sich die gute Gesellschaft, die überwiegend aus Beamten und Akademikern bestand, an den „kriegerischen Werthaltungen des militärischen Adels“ orientiert. Das Heer und die schlagenden Verbindungen waren die Sozialisationsstätten für dieses „verbürgerlichte Kriegerethos“ (vgl. Elias 1992).

ßen, die dem Sarkasmus Heines vorausgeht. Die Wiederholung verletzender Rede steht also nicht nur im Zeichen der Subversion. Sie steht zudem im Zeichen der Kompensation eines Phänomens, welches auch für die Frage nach dem Sarkasmus von grundlegender Relevanz ist: Der Internalisierung verbaler Verletzung. In diesem Zusammenhang spricht Butler gar von einer traumatischen Erfahrung, aus welcher die *hate speech* hervorgehe. (ebd.)

5. Hate speech als subversive Zitation

Es gibt nun noch einen Aspekt zu bedenken, wenn man Sarkasmus mit Butler denkt: Die Kategorie des Zitats. Was wird da eigentlich zitiert? Freilich kann man Sarkasmus im Sinne einer *hate speech* nicht verstehen ohne den Hintergrund der Stereotypisierung jüdischer Intelligenz im neunzehnten Jahrhundert. Sarkastisch wird die Literatur Heinrich Heines oder Moritz Saphirs, Karl Kraus' oder Kurt Tucholskys, Alfred Kerrs oder Maximilian Hardens nicht aus sich selbst heraus. Vielmehr sind es die in der Romantik so populäre Mär vom „ewigen Juden“ sowie das seit dem Auftreten Heines vor allem in Bayern und Preußen sich häufende Ressentiment gegenüber dem sogenannten „Judenwitz“, aus denen der Sarkasmus hervorging. Und zweifellos geht es darum, die Wechselwirkung von Sarkasmus als Verfahren und Sarkasmus als Stereotype zu verstehen. Die Wiederholung verletzender Rede steht also nicht nur im Zeichen der Subversion. Sie steht zudem im Zeichen der Kompensation eines Phänomens, welches auch für die Frage nach dem Sarkasmus von grundlegender Relevanz ist: Der Internalisierung verbaler Verletzung. In der Tat steht am Anfang der gesamten Diskussion um den sarkastischen „Judenwitz“ eine solche Internalisierung: August Graf Platen von Hallermündes Polemik gegen den „beschnittenen“, nach „Knoblauch stinkenden“ Heinrich Heine: Eine Aggression, die Heine freilich in einer zu diesem Zeitpunkt in der deutschsprachigen Literatur beispiellosen Polemik konterte. Dass sich solche Internalisierungen verbaler Aggression zu Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts radikal gesteigert haben, lässt sich vor allem in der expressionistischen Berliner Moderne beobachten. Eine der extremsten Interpretationen des von Saphir als jüdisch gedeuteten Lachens findet sich in Salomon Friedländers „Unroman“ *Die Bank der Spötter* von 1919:

Man beschloß, den Antisemitismus auf alle Art zu fördern, weil er die einzige Möglichkeit bot, ein Volk der Erde zum boshafsten Amüsement für die übrigen zu machen, zum Gelächter der Welt. Das herzlich schadenfrohe Lachen des ehrlichen Judenhasses, die heitere Sehnsucht nach Pogroms, die lächelnd lechzende Vorfreude darauf, die Verwandlung der Juden in einen ethnologischen Kalauer [...] war der verheißungsvolle Ansatz zu einer lachenden, sich

herzlich übereinander amüsierenden Völkerverbrüderung, wenn es gelang, dem Kannibalismus des Einander-vor-Liebe-Auffressenwollens, die sich selbst mißverstehende Gehässigkeit aller Liebe zum Selbstverständnis zu bringen. Haß und Schadenfreude sind ja nur eine sehr komplizierte, in sich selber diabolisch verkrochene Form der Liebe. (Mynona 1919, 398)

Vergleicht man den Kommentar Mynonas zum Verhältnis von Judentum und Sarkasmus mit dem gut achtzig Jahre früher entstandenen Passus Moritz Gottlieb Saphirs – wir hatten diesen bereits zitiert –, dann fällt in erster Linie auf, daß Saphir vom fürchterlichen und gräßlichen „Lachen des Judentums“ sprach, Mynona dagegen vom „schadenfrohen Lachen des Judenhasses“. Der Antisemitismus und mit ihm die Bedingungen des Lebens in der Diaspora haben sich im Laufe des neunzehnten und frühen zwanzigsten Jahrhunderts unübersehbar verschärft. Mynona spricht ganz offen die Pogromstimmung im wilhelminischen Deutschland an, dagegen ist bei Saphir „nur“ vom uralten Konflikt zwischen Christen- und Judentum die Rede. Vor allem aber hat der Sarkasmus nun einen anderen Sprecher: Wo Saphir noch auf den antisemitischen Vorwurf Bezug nahm, die jüdische Publizistik Heines und Börnes sei zu sarkastisch, da ist bei Mynona der Antisemitismus nun selber der Sprecher des Sarkasmus. Diese Verschärfung des sarkastischen Tons beim Übergang zum zwanzigsten Jahrhundert muss vor dem Hintergrund einer zunehmenden Bedrohung des Lebens in der Diaspora gesehen werden. Sie erklärt, warum die jüdische Existenz bei Mynona nicht mehr nur der Täter, sondern immer auch das Opfer sarkastischen Gelächters ist. Auch diese Beobachtung hat in der Geschichte des Sarkasmus ihr Äquivalent: Die in Berlin als Reaktion auf den „jüdischen Wortwitz“, wie er sich in der bekannten Zeitschrift *Kladderadatsch* etablierte, gegründeten antisemitischen Witzblätter *Der kleine Reaktionär* oder *Die Wahrheit*. Diese um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts entstandenen konservativen Witzblätter verstanden sich als protestantische, dezidiert reaktionär und antisemitisch motivierte „Repressalie gegen den jüdischen ‚Humor-Cerberus‘ Kladderadatsch, Wespen, Ulk“ und popularisierten so eine Art von antisemitischem Sarkasmus. Zitiert sei das folgende, einem „christlich-social-liberal-conservativen Lieberbuch“ entnommene „Bundeslied“ mit den Eingangstrophen:

Juden hau'n ist edle Regung,
Sehr gesund auch als Bewegung.
Schwingt die Knüttel, werft die Gläser,
An den Kopf der Judenzunft!¹³

¹³ Zitiert nach Koch 2002, 501.

Die für die deutsch-jüdische Moderne so wichtigen Verfahren der Dokumentation, der Montage oder des Zitats, die speziell bei Karl Kraus, Kurt Tucholsky, Alfred Döblin oder Walter Mehring zu neuen Formen satirischen Schreibens beitragen, sind auch vor dem Hintergrund dieses antisemitisch bzw. chauvinistisch motivierten Sarkasmus zu sehen. Denn die Zitationspraxis der modernen, von Kraus oder Tucholsky geprägten Satire dient ja auch und gerade der Durchleuchtung einer von Politphrasen geprägten und politisch als geistlos, autoritär und antidemokratisch entlarvten Zeitstimmung, die im Falle der Berliner Moderne von Döblin und Tucholsky als pseudorepublikanischer „deutscher Maskenball“, im Falle der Wiener Moderne von Karl Kraus als „tragischer Karneval“ identifiziert wird. Auch dieses Phänomen der Internalisierung verbaler Aggression, welches dem Sarkasmus vorausgeht, ist mit Butler sehr präzise fassbar, und zwar als ein Verfahren der Nach- und Abbildung, der subversiven Zitation öffentlicher Rede. Speziell mit Kraus rücken diese Redewendungen, Phrasen und Klischees in den Blick, man denke an das leitmotivisch wiederholte „ausgebaut und vertieft“ oder „immer feste druff“ aus *Die letzten Tage der Menschheit*. Und dass die subversive Wiederholung dieser Phrasen zugleich die Differenz schafft, wusste schon Karl Kraus:

Ein Literaturprofessor meinte, dass meine Aphorismen nur die mechanische Umdrehung von Redensarten seien. Das ist ganz zutreffend. Nur hat er den Gedanken nicht erfasst, der die Mechanik treibt: dass bei der mechanischen Umdrehung der Redensarten mehr herauskommt als bei der mechanischen Wiederholung. Das ist das Geheimnis des Heutzutag, und man muss es erlebt haben. Dabei unterscheidet sich aber die Redensart noch immer zu ihrem Vorteil von einem Literaturprofessor, bei dem nichts herauskommt, wenn ich ihn auf sich beruhen lasse, und wieder nichts, wenn ich ihn mechanisch umdrehe. (Kraus 1986, 332f.)

Mit Butler arbeiten heißt nun freilich auch, ihre Grenzen zu sehen und gegebenenfalls zu überschreiten. Butlers Deutung verletzender Rede als Form des subversiven Zitats beschreibt zwar vieles, aber nicht alles, was der Sarkasmus der deutsch-jüdischen Moderne zu bieten hat. Die Differenz zeigt sich in den Möglichkeiten, inwiefern das unterworfenen Subjekt als *Effekt* einer vorgängigen bzw. diskursiven Macht eben diese konstituierende Macht übersteigen, sich somit seiner selbst zu ermächtigen vermag. Butler orientiert diese Frage an dem von Jacques Lacan entlehnten Begriff des Begehrens, der für ihre primär gendertheoretische Fragestellung doppelten Status hat: Einerseits ist das Begehren ein wesentlicher Bestandteil der heterosexuellen Norm und dient der ständig erzeugten „potentiellen Kontrolle“ dieser Norm, andererseits jedoch vermag es die ihn „leitenden Reglementierungsziele“ zu transzendieren. Die Möglichkeit des Subjekts zum oppositionellen Handeln ist

zwar immer schon im bestehenden Sprachdiskurs befangen, es zähle jedoch zur „Fähigkeit des Begehrens, sich zurückzuziehen und neu anzubinden“, um somit die „Verwundbarkeit jeglicher Strategie der Subjektivation“ aufzuzeigen. Um es zuzuspitzen: Man kann als zur Heterosexualität gezwungene Frau auch mit Frauen ins Bett gehen. Diese Umkehr des Begehrens ist subversiv, trägt aber auch zur Selbstermächtigung des lesbischen Subjekts bei.

Mit diesem Modell vermag Butler zwar Strategien der Subversion heterosexueller Normen zu beschreiben. Die eigentlich befreiende – nicht also richtende – Kraft des Sarkasmus jedoch funktioniert etwas anders. Es fehlt ein wichtiger Aspekt in der Theorie jenes Autors, auf den Butler sich wesentlich bezieht: Jacques Lacan. Denn es ist weniger das Begehren (*désir*), sondern vielmehr das Genießen (*jouissance*), welches im Sarkasmus die eigentliche Selbstermächtigung des Subjekts leistet. Butlers Begriff der erregenden Sprache lässt insofern zwar erkennen, dass das zitathafte Spiel mit der Sprachmacht als oppositionelle bzw. subversive Beziehung zur diskursiven Macht gedacht werden muss. Die sarkastische Subversion des herrschenden sprachlichen Diskurses muss aber nicht allein im Zeichen der entlarvenden Zitatsatire stehen. Sarkasmus kann auch aus dem lustvollen Genuß jener Tragödie hervorgehen, welche im subversiven Zitat kritisch dokumentiert wird. Freilich hat dieses „Genießen des Tragischen“ (Guyomard 2001) eine für den Leser perfide Konsequenz, wird er doch mit der Frage konfrontiert, inwiefern der Autor an dem von ihm beschriebenen Unrecht oder Leid eine klammheimliche Freude hat, statt es zu verurteilen. Liebhaber von Alfred Döblin, Albert Drach oder Edgar Hilsenrath aber wissen, dass gerade darin der Reiz des literarischen Sarkasmus liegt.

Literatur

- Bartels, Adolf (1907): Heine-Genossen. Zur Charakteristik der deutschen Presse und der deutschen Parteien, Dresden/Leipzig.
- Bartels, Adolf (1908): Heine und Genossen. Zur Charakteristik der deutschen Presse und der deutschen Parteien, Dresden.
- Bergius, Hanne (1989): Das Lachen DADAs: Die Berliner Dadaisten und ihre Aktionen, Gießen.
- Broder, Henryk M. (2000): Volk und Wahn, München.
- Butler, Judith (1998a): Hass spricht. Zur Politik des Performativen. Aus dem Englischen von Kathrina Menke und Markus Krist, Berlin.

- Butler, Judith (1998b): Das ansteckende Wort: Paranoia und „Homosexualität in der amerikanischen Armee, in: Dies.: Hass spricht. Zur Politik des Performativen. Aus dem Englischen von Kathrina Menke und Markus Krist, Berlin, 149-181.
- Chamberlain, Houston Stewart (1925): Rasse und Persönlichkeit, München.
- Chase, Jefferson S. (2000): Inciting Laughter. The Development of „Jewish Humor“ in 19th Century German Culture, Berlin/New York.
- Crossman, Mark Raymond (1995): Hate speech codes and the first amendment. Diss. Pepperdine University.
- Delgado, Richard/Stefancic, Jean (1997): Must we defend nazis? Hate speech, pornography, and the new First Amendment, New York.
- Elias, Norbert (1992): Die satisfaktionsfähige Gesellschaft, in: Ders.: Studien über die Deutschen. Machtkämpfe und Habitusentwicklung im neunzehnten und zwanzigsten Jahrhundert, Frankfurt am Main, 61-158.
- Eberle, Joseph (1920): Großmacht Presse, Wien.
- Fetting, Hugo (1982): Der Theaterkritiker Alfred Kerr. Einige Nachbemerkungen des Herausgebers, in: Ders. (ed.): Alfred Kerr: Mit Schleuder und Harfe. Theaterkritiken aus drei Jahrzehnten, Berlin.
- Fritsch, Theodor (1912): Die geistige Unterjochung Deutschlands, Leipzig.
- Fritsch, Theodor (1922): Der jüdische Zeitungspolyp, Leipzig.
- Galley, Eberhard/Estermann, Alfred A. (Hg.) (1985): Heinrich Heines Werk im Urteil seiner Zeitgenossen: Rezensionen und Notizen zu Heines Werken aus den Jahren 1837 und 1838, Hamburg.
- Gates, Henry Louis Jr. (ed.) (1994): Speaking of Race, Speaking of Sex: Hate Speech, Civil Rights, and Civil Liberties, New York.
- Gennen, Klaus/Schwartzmann, Rolf/Völkel, Anne (Hg.) (2009): IT- und Internetrecht. Vorschriftensammlung, Hamburg u. a.
- Gottschall, Rudolf (1891): Die deutsche Nationalliteratur des neunzehnten Jahrhunderts, Bd. 2, Breslau.
- Grab, Walter (1989): „Jüdischer Selbsthass“ und jüdische Selbstachtung in der deutschen Literatur, in: Horch, Hans Otto, Denker, Horst (ed.): *Conditio Judaica*. Judentum, Antisemitismus und deutschsprachige Literatur vom 18. Jahrhundert bis zum Ersten Weltkrieg. Zweiter Teil, Tübingen, 313-336.
- Grimm, Jacob; Grimm, Wilhelm (1877): Deutsches Wörterbuch. Band 10. Vierten Bandes Zweite Abtheilung. H – Juzen, Bearbeitet von Moriz Heyne, Leipzig.
- Guyomard, Patrick (2001): Das Genießen des Tragischen. Antigone, Lacan und das Begehren des Analytikers, Wien.
- Haacke, Wilmont (1942): Ein Beispiel: Das Wiener jüdische Feuilleton, in: Heide, Walther (ed.): Handbuch der Zeitungswissenschaft. Bd. 2, Leipzig, Sp. 2051-2072.

- Hädecke, Wolfgang (1985): Heinrich Heine. Eine Biographie, München.
- Haug, Wolfgang (1988): „Politik ist die öffentliche Verwirklichung unserer sittlichen Absichten“, in: Ders. (ed.): Ludwig Rubiner: Künstler bauen Barrikaden. Texte und Manifeste 1908-1919, Darmstadt.
- Heine, Heinrich (1986): Die romantische Schule. In: *DHA* Bd.8.
- Heinrich-Jost, Ingrid: Linke Poot – Alfred Döblins satirische Kommentare zur Zeit (1919-1922), in: Grab, Walter, Schoeps, Julius H. (eds.): Juden in der Weimarer Republik, Darmstadt 1998, S. 88-106.
- Hellberg, Frank (1983): Walter Mehring, Schriftsteller zwischen Kabarett und Avantgarde, Abhandlungen zur Kunst-, Musik- und Literaturwissenschaft, Band 337, Bonn.
- Hermund, Jost (1996): „Was ist des Deutschen Vaterland?“, Ludwig Börne contra Wolfgang Menzel, in: Ders.: Judentum und deutsche Kultur, Köln (u. a.), S.25-39.
- Herrmann, Steffen Kitty/Krämer, Sibylle/Kuch, Hannes (eds.) (2007): Verletzende Worte: Die Grammatik sprachlicher Missachtung, Bielefeld.
- Hesse, Hermann (1943): Das Glasperlenspiel, Zürich.
- Hinck, Walter (1990): Die Wunde Deutschland. Heinrich Heines Dichtung im Widerstreit von Nationalidee, Judentum und Antisemitismus, Frankfurt am Main.
- Hoffmann, Arne (1996): Political correctness. Zwischen Sprachzensur und Minderheitenschutz, Marburg.
- Kalbeck, Max/Deutsch, Otto E. (eds.) (1914): Daniel Spitzers Gesammelte Schriften, Bd. 3, München/Leipzig.
- Kerr, Alfred (1903): Hermann Sudermann, Der D.. Di.. Dichter. Ein kritisches Vademecum von Alfred Kerr, Berlin.
- Kilcher, Andreas B. (ed.) (2000): Metzler Lexikon der deutsch-jüdischen Literatur. Jüdische Autorinnen und Autoren der deutschen Sprache von der Aufklärung bis zur Gegenwart“, Stuttgart Weimar.
- Koch, Ursula E. (2002): Attacken gegen den jüdischen „Geist“ und „Witz“. Ein Mosaikstein zur Rezeptions- und Antisemitismusforschung am Beispiel ausgewählter Satire-Journale des 19. Jahrhunderts, In: Jasper, Willi/Knoll, Joachim H. (eds.) Preußens Himmel breitet seine Sterne... Beiträge zur Kultur-, Politik- und Geistesgeschichte der Neuzeit, Bd. 2, Hildesheim/Zürich/New York.
- Krämer, Sibylle/Koch, Elke (eds.) (2010): Gewalt in der Sprache: Rhetorik verletzenden Sprechens, München, Paderborn.
- Kraus, Karl (1986): Aphorismen. Sprüche und Widersprüche. Pro mundo et domo. Nachts. In: Wagenknecht, Christian (ed.): Karl Kraus, Schriften Band 8, Frankfurt am Main.

- Lauer, Gerhard (1999): Erinnerungsverhandlungen. Kollektives Gedächtnis und Literatur fünfzig Jahre nach der Vernichtung der europäischen Juden. In: Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte 73 Sonderheft: Wege deutsch-jüdischen Denkens im 20. Jahrhundert, 215-245.
- Lowenstein, Steven M. (1997): Der jüdische Anteil an der deutschen Kultur, in: Lowenstein, Steven M.; Mendes-Flohr, Paul; Pulzer, Peter; Richarz, Monika (eds.): Deutsch-jüdische Geschichte in der Neuzeit. Band III: Umstrittene Integration 1871-1918, München, 302-332.
- Malbeck, Gerhard (1935): Der Einfluß des Judentums auf die Berliner Presse von 1800 bis 1879, Dresden.
- Mann, Golo (1962): Geschichte und Geschichten, Frankfurt am Main.
- Matsuda, Mari J./Lawrence III, Charles R./Delgado, Richard/Williams Crenshaw, Kimberlé (eds.) (1993): Words that Wound: Critical Race Theory, Assaultive Speech and the First Amendment, Boulder.
- Meister, Anton (1930): Die Presse als Machtmittel Judas, München.
- Menzel, Wolfgang (1836): Die deutsche Literatur. Zweite vermehrte Auflage, Stuttgart.
- Müller, Heiner/Hömick, Frank (ed.) (2005): Heiner Müller: Werke 8: Schriften, Frankfurt am Main.
- Muschg, Walter (1962): Nachwort des Herausgebers, in: Alfred Döblin: Die Ermordung einer Butterblume. Ausgewählte Erzählungen 1910-1950, Olten und Freiburg im Breisgau.
- Mynona (1919): Die Bank der Spötter. Ein Unroman, München/Leipzig.
- Och, Gunnar (1998): "Judenwitz" – zur Semantik eines Stereotyps in der Literaturkritik des Vormärz. In: Juden und jüdische Kultur im Vormärz. Jahrbuch Forum Vormärz Forschung e.V. 4, 181-199.
- Reich-Ranicki, Marcel (1993): Über Ruhestörer. Juden in der deutschen Literatur, München.
- Rohrßen, Benedikt (2009): Von der Anreizung zum Klassenkampf zur Volksverhetzung (§ 130 StGB). Reformdiskussion und Gesetzgebung seit dem 19. Jahrhundert, Berlin.
- Russell, Dennis Eugene (1996): Campus hate-speech regulations. The competing values of free discourse and civility. Diss. University of Utah.
- Saphir, Moritz Gottlieb (1834): Deutsche humoristische Literatur: Börne. In: Conversationsblatt für Deutschland und Bayern. München. Zit. nach: Galley, Eberhard; Estermann, Alfred (eds.) (1985): Heinrich Heines Werk im Urteil seiner Zeitgenossen, Hamburg, Bd. 2, 431.
- Schulz, Klaus-Peter (1959): Kurt Tucholsky in Selbstzeugnissen und Bilddokumenten, Reinbek bei Hamburg.

- Sethe, Paul (1964): Tucholskys tragische Irrtümer. In: Die Zeit vom 3.4.1964, 7.
- Sontheimer, Kurt (1992): Antidemokratisches Denken in der Weimarer Republik. München.
- Tischler, Heinz (1973): Ironie und Resignation in der Lyrik Heinrich Heines, Holfeld, Ofr.
- Treitschke, Heinrich von (1927): Geschichte der deutschen Literatur von Friedrich dem Großen bis zur Märzrevolution, Berlin Grunewald.
- Westermann, Klaus (ed.) (1984): Joseph Roth: Berliner Saisonbericht. Unbekannte Reportagen und journalistische Arbeiten 1920-1939, Köln.
- Westermann, Klaus (1984): Vorwort. In: Ders. (ed.): Joseph Roth: Berliner Saisonbericht. Unbekannte Reportagen und journalistische Arbeiten 1920-1939, Köln.
- Zwerenz, Gerhard (1979): Kurt Tucholsky: Biographie eines guten Deutschen, München.